

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	4
1. Bergmannstag	6
2. Ein folgenschweres Gewitter	12
3. Uferschwalben	18
4. In einem Dorf, das es nicht mehr gibt	21
5. Der Lohnstreifen	27
6. Ein blinder Passagier	34
7. Holzzeit	40
8. Keiner wollte schuld sein	48
9. Unterhalb vom Kowerich	55
10. Als die Uhren rückwärts gingen	65
11. Kintop	70
12. Kurz vor Torschluss	75
Anhang	82

Vorwort

Der Hintergrund dieser Geschichten sind die achtziger und neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Damals gingen im Geiseltal die Braunkohlevorräte zu Ende und verschiedene Großgeräte (Bagger, Absetzer) wurden in den neuerschlossenen Tagebau Merseburg-Ost umgesetzt. Da jedoch die bisherigen Großabnehmer Leuna und Buna die Salzkohle aus der Aue nicht wollten, wurde diese zu Briketts für den Hausbrand „veredelt“. Allerdings konnte dabei das Salz nicht entfernt werden und richtete beträchtliche Schäden an den Feuerungen von Küchenherden oder Kachelöfen an.

Für die Überführung dieser Kohle in die Brikettfabrik Braunsbedra wurden sogar – um Dieselkraftstoff einzusparen – wieder längst ausrangierte Dampfloks eingesetzt, durch deren Funkenflug nicht nur häufig die Bahndämme abbrannten, sondern mitunter ganze Getreidefelder. Der Umweltschutz wurde immer mehr zum „fünften“ Rad am Wagen.

Durch akuten Rohstoffmangel und politische Fehlentscheidungen hatte sich die wirtschaftliche Situation so verschlechtert, dass selbst der Bergmannstag – der wohl beliebteste Feiertag der Kumpel und ihrer Familien – abgeschafft wurde beziehungsweise nur noch für ausgewählte Funktionäre und Parteigenossen stattfand.

Doch trotz dieser Widrigkeiten behielten die Geiseltaler ihren unverwüstlichen Optimismus.

Inzwischen sind die Städte und Dörfer um den künftigen See bedeutend sauberer und schöner geworden und viel Neues ist dort entstanden. Den früher allgegenwärtigen Kohlenstaub und den Tagebaulärm gibt es nicht mehr und in der Geisel fühlen sich wieder Fische wohl.

Aber auch die Erinnerungen sind noch frisch. Wo immer sich ehemalige Braunkohlenskumpel treffen, reden sie begeistert über ihre Erlebnisse in den einstigen Tagebauen und Brikettfabriken.

Uferschwalben

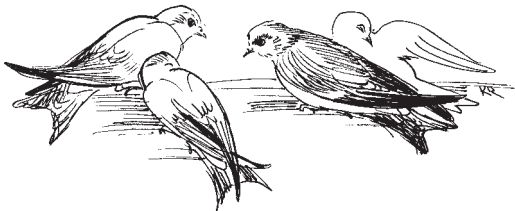
„Ich habe was für dich!“, sagte Gerd und griff vorsichtig in seine Jackentasche. Als er die Hand herauszog, saß eine junge Uferschwalbe darin mit gelbem Schnabel und vor Aufregung wippenden Schwanzfedern. „Heute wurde die ganze Kolonie weggebaggert. Also lass dir was einfallen, Naturschutzhelfer!“

Auch die anderen brachten Jungvögel und setzten sie auf die Bank vor Max' Umkleidespind. Da hockten sie nun und zitterten – eine gefiederte Anklage!

Natürlich war es sinnlos, dass er sie nach Hause trug und zu füttern versuchte. Sie nahmen weder gekochtes Ei aus einer Pinzette noch lebende Fliegen.

Der Naturschutzbeauftragte am nächsten Morgen zuckte mit den Schultern und sagte: „Da hilft nur abtöten.“

Das brachte Max jedoch nicht fertig. Deshalb trug er die hilflosen Federknäulchen in den Heimatpark und übergab sie einer jungen Tierpflegerin als Futter für die Greifvögel. Seine Kumpel waren empört über so viel Herzlosigkeit.



Es war nicht das erste Mal, dass im Tagebau ein Bagger die Brutkolonie zerstört hatte. Jedesmal fehlten nur fünf oder sechs Tage bis zum Ausfliegen. Den Kumpeln ging das näher, als sie zugeben wollten.

„Ist denn da nur gar nichts zu machen?“, sagte der dicke Willi ein paar Tage später in der Waschkau. „Vielleicht sollten wir mal mit dem Tagebauleiter reden.“

„Und was versprichst du dir davon?“, fragte Arno, ein schwächlicher Raupenfahrer. „Selbst wenn der wollte – der erzählt dir was vom planmäßigen Abdecken der Winterkohle, und das war’s!“

Die anderen nickten. Sie sahen das genauso. Nur Bruno, den Stoßbeobachter, schien der regelmäßige Massenmord nichts auszumachen. Er sah unverwandt zu, wenn das Schaufelrad die Niströhren aufriss und die Jungvögel herausschleuderte. Bruno gehörte zur Baggerbesatzung und war verantwortlich, dass das riesige Schaufelrad nicht



Schreibagger.

gegen einen Stein oder ein anderes Hindernis stieß. Von jeher war der lange Graukopf etwas wortkarg, aber seit dauernd die Brutkolonien vernichtet wurden, mied ihn jeder in der Waschkaue.

So ging der Herbst vorüber und im Winter dachte keiner mehr an die Vogelnester. Jetzt machten den Kumpeln Frost und Schnee zu schaffen. Dann kamen das Frühjahr mit Tauwetter und Schlamm und der Sommer mit rötlichgrauen Uferschwalben.

Gerd hatte sie als erster entdeckt. „Sie flogen so aufgereggt umher!“, sagte er mittags beim Umkleiden. „Es war, als wollten sie dieses Jahr keine Niströhren bauen, als wüssten sie, dass das Schau felrad sowieso ihre Jungen ausgraben würde.“

„Sicher haben sie in Afrika was von vernünftiger Familienplanung gehört!“, meinte Willi.

Die anderen grinsten.

Gerd, der Vogelschutzwart in einer Kleingartenanlage war, wurde puterrot. „Ihr Hohlköpfe!“, schrie er. „Überzeugt euch doch selbst, wie unruhig sie sind!“ So schnell wie Gerd aufbrauste, beruhigte er sich auch wieder. Er sah alle der Reihe nach an: „Na, wer kommt mit? Den Schichtbus schaffen wir noch locker!“

Schon von weitem sahen sie den aufgeregten Schwarm. Es sah aus, als scheuten die Vögel vor der Lößwand zurück, in die sie sonst ihre Niströhren gebaut hatten.

Als erster bemerkte Willi die Habichtsattrappe. Ein leichter Wind bewegte den Pappvogel, der an ei-

ner Schnur von einer Holzleiste herunterhing. Unmittelbar vor der Niststätte schwebte er.

Wem war dieser Einfall gekommen? Warum hatten sie nicht daran gedacht? Zumindest Gerd hätte das wissen müssen! Sollte vielleicht die nachfolgende Schicht ...?

„Wir brauchen ja nur mal zu fragen?“, schlug Max vor und zeigte auf einen Kumpel, der neugierig näher kam.

„Ihr wollt wohl noch eine dranhängen?“, rief er von weitem.

„Wir haben unser Soll geschafft“, antwortete Gerd. – „Du, wer hatt’n dort oben den Vogel aufgehängt?“

Der Kumpel nahm seinen Schutzhelm ab und fuhr mit den Fingern durch seine grauen Haare. Dann blickte er misstrauisch von einem zu anderen: „Na, euer Bruno! Wusstet ihr das wirklich nicht?“

In einem Dorf, das es nicht mehr gibt

Hinter der zerschrammten Theke spülte Hans, der Kneiper, Gläser und betrachtete nachdenklich ein blaues Notizbuch, das an einem Nagel an der Seitenwand des Büfetts hing.

„Hoffentlich stirbt mir keiner der Burschen vorm Bergmannstag weg!“, dachte er halb belustigt, halb besorgt.

Zwar hatte das Anschreiben im „Goldenen Anker“ eine lange Tradition, trotzdem war er jedes-